

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 6 (1916)
Heft: 16

Artikel: Johann Benders Heiratsjahr
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-635864>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 16 — 1916

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werber, Spitalgasse 24, Bern

Den 15. April

□ □ Frühlingstag. □ □

Don Hermann Hesse.

Die sanfte Wiese flieht
In einem runden Schwung zu Tal;
Oben ist alles noch kahl,
Im Grunde aber blüht Enzian
Und helles Primelgold.
Das rührt mich wie ein Lied
Mit Engelhänden an,

Ist wie ein Mädchenlied so licht und hold.
Schmerzen schweigen, das alte Leid
Sinkt in Traum und Vergessenheit
Für einen Tag,
Für einen Tag im Jahr!
O, es ist wunderbar,
Was der Frühling vermag.

Johann Benders Heiratsjahr.

Don Alfred Hugenberg.

1.

Jeder Mensch hat seine verwundbare Stelle. Den Johann Bender von Unterbuchen, um dessen seelisches Gleichgewicht es sonst leidlich gut bestellt war, konnte man mit der windigen Bemerkung in Harnisch bringen, er müsse ja, um ein Fuderchen Heu in seiner Scheune zu versorgen, jeweilen erst den Küchenschrank beiseite schieben. Von der Haltlosigkeit dieser Behauptung konnte sich zwar auf Benders ausdrücklichen Wunsch jeder seiner Nachbarn mindestens einmal im Jahr durch Augenschein überzeugen. Doch da zufolge der eigentümlichen Bauart des zwischen zwei größeren Heimwesen eingeklemmten Häuschens „Zur Treu“ die viel zu kurz geratene Scheuertenne und die Küche unmittelbar hintereinander lagen, war eine kleine Unzulänglichkeit wirklich nicht aus der Welt zu schaffen: wenn sich das Scheunentor hinterm Heufuder schloß, so ragte die Wagen- deichsel mehr als zur Hälfte in die Küche hinein. Weil nun die Tenne überdies etwelches Gefälle aufwies, so konnte es sich ereignen, daß bei zu lockerem Anziehen der Hemmschraube die Deichselspitze am Küchenschrank aufstieß und darin, je nach der Stärke des Anpralls, eine kleinere oder größere Unordnung anrichtete. Einmal hätte dieser Uebelstand beinahe zu einem Unglücksfall geführt. Johann Bender hatte sich, um die Teller und Schüsseln, die vollen grünen Milchnapfe und vor allem die zwei alten Porzellantassen auf dem obersten Gestell vor einer Katastrophe zu bewahren, im kritischen Augenblick abwehrend zwischen Deichsel und Schrank aufgepflanzt. Obwohl ihm diese rettende Tat drei Rippenbrüche, sowie den Zunamen „Tächli-Bender“ ein-

trug, hätte er sie nachher um keinen Preis zurückgenommen. „Die zwei Tassen sind wohl einen kleinen Stierz (scharfer Stoß) wert gewesen,“ stellte er etwa, wenn er bei guter Laune war, mit Genugtuung fest. „Meine Großmutter hat sie von einer Herrschaft in Basel verehrt bekommen als ein Zeichen der Anerkennung dafür, daß sie einen lahmen Millionär zwölf Jahre lang sozusagen Tag und Nacht gepflegt. Und die paar lumpigen Rippenbrüchlein hätt' ich allweg mit Wallwurzpfaster aus der Welt gedoktert, ohne daß ein Mensch im Dorfe etwas zu wissen bekommen hätte, wenn der Geisler-Semi nebenan nicht just zur un-rechten Minute am Küchenfenster vorbeigestrichen wäre. Den Uebernamen hat er aber keinem Toten angehängt: ich hab' ihm dann acht Jahre später für Holzäpfel faule Rosinen zurückgeben können. Welcher Preisrichter hätte es herausgefunden damals an der Herbstviehschau, daß der Semi seinem braunen Zuchttier die Stichelhaare auf dem Rücken mit Rußwasser bestrichen, um auf ungeradem Wege zu einer Prämie und in die Zeitung zu kommen? Eine Hand wäscht die andere. Ich hätt' ihn nicht verschwaht, von mir aus hätt' er den Muni vergolden oder versilbern können. Aber wenn ich seinetwegen der Tächli-Bender sein muß, so stehen dem Semi die Uebernamen „Muni-Maler“ und „Prämien-Geisler“ ebensogut an.“

Zu der Zeit, da ich in Unterbuchen in Arbeit stand, mochte Bender fünfzig Jahre zählen. Er bebaute sein winziges Gütchen, allen Neuerungen abhold, nach alter Väter Sitte, führte seinen Haushalt selbst und schaffte daneben

bei größeren Bauern im Tagelohn. An seinem Besitzstand hielt er mit Eifersucht fest; niemand hätte ihn dazu gebracht, ein Ackerlein oder ein Stück Wiesland gegen ein anderes zu vertauschen, auch wenn der Handel offensichtlich einen Vorteil für ihn bedeutet hätte. Er sei jetzt an sein Land gewöhnt, meinte er, und es sei dem Menschen nicht beförmlich, alle Regentage gleichsam in eine andere Haut zu kriechen.

Der Täbli-Bender spielte unter seinen Dorfgenossen keine hervorragende Rolle; immerhin zeichnete er sich durch eine besondere Eigenschaft einigermaßen vor ihnen aus: er besaß nämlich eine Weltanschauung. „Eine Weltanschauung ist etwas, das man nicht aus der Schule mit heimbringt,“ pflegte er zu sagen. „Man kann sie auch nicht unter einem Birnbaum auflesen. Die meisten Menschen kommen zwar ohne sie aus. Zum Beispiel: es ist einer zeit lebens Sauerholz und hat keine Ahnung davon, daß sein Magen auf Süßerbisen eingerichtet ist; oder ein anderer hat dreimal auf dem Eise ein Bein gebrochen, aber es fällt ihm nicht ein, das vierte Mal um den Weiher herumzugehen.“ Von seiner Weltanschauung vermochte ihn, wie er oft und nachdrücklich betonte, niemand auch nur um einen Millimeter abzubringen, welcher Redensart er seinen zweiten Zunamen „Millimeter“ zu verdanken hatte.

Johann Benders Weltanschauung gipfelte in dem Satze, daß es jedem schon in der Wiege vorausbestimmt sei, ob er beim Weibervolk, „bei der anderen Sorte“, wie er sich gewöhnlich ausdrückte, ein Glücksaff oder ein Beschwogel sei. „Dem einen laufen nur die Lieben und Gutdenkenden in den Weg,“ behauptete er, „dem anderen ausgerechnet der Unfamen.“ Und da er sich nun seinerseits eben nicht zu den vom Glück Auserkorenen zählte, war er wohlweislich Junggeselle geblieben. Er war mit sich selbst ganz darüber im klaren, daß er sein innerliches und äußeres Behagen ausschließlich seiner Weltanschauung zu verdanken habe.

Im Frühommer pflegte Bender meinem Meister oft beim Torfstechen behilflich zu sein. Die meiste Zeit schafften wir allein nebeneinander und fochten dabei zur Kurzweil allerlei Händel aus. Am hitzigsten wurde das Gesecht jeweilen dann, wenn ich mich unterstand, die Richtigkeit seiner Weltanschauung in Frage zu stellen. Ich machte mir ein besonderes Vergnügen daraus, ihn hin und wieder wegen meiner Meisterstochter Babette zu necken, von der er eine sehr gute Meinung besaß und die einmal im Scherz geäußert hatte, wenn der Bender-Johann dreißig Jahre jünger wäre, würde sie ihn kurzerhand ums Heiraten fragen. Mit diesem Ausspruch glaubte ich seine verschrobeneren Ansichten erfolgreich widerlegen zu können; doch er brachte dagegen vor, so etwas beweise ihm eben nur, daß er dreißig Jahre zu früh auf die Welt gekommen sei. Als letzten Trumpf spielte er gewöhnlich die Behauptung aus, es wäre ihm ein leichtes, mich von heute auf morgen zu seiner Weltanschauung zu bekehren, er brauchte mir einfach die Geschichte von seinem Heiratsjahr zu erzählen. Aber wenn ich mich dann herbeiließ, ihn ernsthaft um diese Geschichte zu bitten, war er jedesmal genau mit derselben Ausrede bei der Hand: „Ich glaube halt, es wäre nachher langweilig beim Schaffen, wenn wir über alles, auch über die andere Sorte nur noch eine Meinung hätten.“

Während wir eines Sonntagabends in seinem blankgeschauerten Stübchen saßen und mit Hingebung schlechten Tabak rauchten, rückte er unverhofft mit der Mitteilung heraus, daß ihm heute alles besonders gut in der Erinnerung wäre. „Eigentlich, wenn ich's tu, tu ich's mehr dem Datum zulieb als dir,“ lenkte er wie zur Entschuldigung ein. „Es sind nämlich heute genau achtundzwanzig Jahre her, seit ich gewissermaßen auf die andere Sorte geheßt worden bin. Hier am Tisch haben wir gefessen: dort, an deinem Pläze, ich, neben mir mein Bruder Kaspar und hier, wo ich sitze, mein Vater. Der hatte an dem Tage das neunundfünfzigste zurückgelegt und machte nun mir und meinem Bruder die merkwürdige Eröffnung, daß er willens sei, nach Jahresfrist abzudanken und das Heimwesen einem von uns beiden zu übergeben. Ausgerechnet an dem Tage, an dem er ins einundsechzigste trete, werde unsere Schwester Luise Hochzeit machen und er werde mit ihr auf den Kehlhof ziehen, wo er ja, wörtlich genommen, noch ein Heimatrecht habe, weil seine Großmutter eine Kehlhofochter gewesen sei.“

Item, nachdem wir eine Weile steif wie Delgöhen am Tisch gefessen, der Kaspar und ich, bring' ich übers Herz und frag' halt den Vater, welchen von uns beiden er eigentlich meine? Es sei uns nämlich recht, wenn er selber seinen Nachfolger auf dem Heimwesen bestimme, dann wisse jeder von uns, was er zu tun habe.

Der Vater sah auf die Seite und machte ein Gesicht, als hätte ich da etwas recht Dummes gesagt. „Hä, da gibt es doch nichts zu studieren,“ meinte er dann; aber ich merkte schon, daß es ihm doch zu studieren gab. „Du, Johann, bist der ältere, und es ist bloß Anstand, daß, wer zuerst kommt, auch zuerst mahlt. Im weiteren kommt es dann natürlich auf die Abrede an. Das heißt, wenn ich es gerade herauslagen will: ein Gütchen, wie das meinige eins ist, verdient, daß man ihm alle Ehre antue. Nämlich damit meine ich, es muß seine Ordnung in allem haben, ich will sagen: es müssen wieder zwei Augen da sein, wenn die Luise nicht mehr zum Rechten sieht. Zwei Augen, wohlverstanden. Und jetzt fragt es sich also, streng genommen, bloß, welcher von euch beiden zuerst Lust und Liebe zeigt, aus dem ledigen Stand auszutreten.“

Beim Reden sah der Vater fast immer den Kaspar an, als ob eigentlich der allein in Betracht käme. Es fehlte wenig, so hätte ich laut über den Tisch hin festgestellt, so mir nichts dir nichts lasse ich mich dann allenfalls nicht beiseite schieben; wenn es sich nur um das handle: so viel guten Willen wie der Kaspar werde ich beim Weibervolk wohl auch finden. Zum Glück befann ich mich aber rechtzeitig darauf, daß Kaspar von meinen Gedanken nichts zu wissen brauche.

Saßen wir also nebeneinander, mein Bruder und ich, ganz gelassen, als ginge uns alles gar nichts an, oder als hätten wir den Vater nur zur Hälfte verstanden. Der machte uns nun des weiteren noch mit ziemlich vielen Worten darauf aufmerksam, wie er es mit dem Heiraten gehalten zu haben wünsche, wobei er, wie vorhin, fast immer den Kaspar im Auge hatte. Eine schaffige, aufrichtige Person, der man nichts nachreden könne, das sei sozusagen das A und das O bei diesem Geschäft. Und nicht zu weit her



Rudolf Mürger, Bern. — Aus dem Glasgemäldefries (1908) im Saal der Zunftgesellschaft zum Mohren.

Ein Stück Vergangenheit aus unserer Stadt hält Mürgers Künstlerhand in seinem Glasgemälde fest. Es stellt ein Jugendfest der Mohrenzunft zu Bern dar aus der Zeit, da die Männer hohe Vatermörder und braune Zylinderhüte und die Frauen lange Ringellocken trugen. Wüßten wir nicht, wie sehr des Künstlers Pinsel diese Zeit poetisch verklärt hat, wir bekämen eine ordentliche Sehnsucht nach ihr. — Holde Glückseligkeit strahlt aus den Gesichtchen der girlandentragenden Kinder. Und wie leuchtet die unschuldverklärte Schönheit vom Gesichte der jungfräulichen Konfirmandin! Wahre Triumphe aber feiert Mürgers fein stilisierende Porträtkunst bei der Zuschauergruppe. Man beachte den prachtvollen Männerkopf zu äußerst links und das sinnig liebevolle Paar in der Mitte oben.

dürfe sie sein, denn das Sprichwort habe noch immer Recht behalten:

„Sürot über de Mist,

So weiß me, wer d' bist.“

„Daß mir halt nur keiner auf Geld sieht!“ warnte er dann mit erhobenem Zeigefinger. „Das heißt, ich will damit sagen, das Geld ist an und für sich ja schon recht und gehört gewissermaßen dazu. Aber wo Geld ist, da ist immer ein Haken; oder aber, wenn kein Haken dabei ist, sind schon sieben Konkurrenten auf dem Platz. Mit anderen Worten: da, wo etwas zu holen ist, heißt's früh aufgestanden! Erheiratet Geld ist nämlich mindestens ebenso rund wie erborgtes und zusammengesundenes; womit ich freilich nicht sagen will, daß ein krummgeverfter Buckel ein Schönheitsfehler sei. Aber ein armes Mädchen kann keine Mucken haben wie ein reiches, ein schönes wie ein weniger schönes. In Summa summarum, wenn's ums Heiratspeln herumgeht, muß einer den Hut schief aufsetzen. Ein Jungknab, der Guraschi im Leib hat, kann die Welt auf den Kopf stellen. Und vor einem, der's nicht wagt und probiert und den Bengel ein wenig hoch wirft, vor dem hab ich nur für drei Rappen Respekt.“

Bei diesen Worten trafen wir uns zufällig mit den Augen, der Kaspar und ich. Keiner sagte ein Wort, aber jeder wußte genau, was der andere jetzt dachte: „So hoch wie du will ich den Bengel auch werfen!“

Zum Schluß und gleichsam anschließend an die vorigen Ratsschläge machte uns der Vater die bedeutsame Eröff-

nung, daß es sich bei der Uebernahme des Gütchens allenfalls um zwölfhundert Franken baren Geldes handle. Zwölfhundert Franken wolle er in der Kanzlei vor sich auf den Tisch hingezählt sehen; und wenn ein einziger Rappen daran fehle, gelte der Handel nichts.

Während ich und mein Bruder an jenem Abend droben in der schwülen Dachkammer nebeneinander im breiten Himmelbett lagen, schwiegen wir uns wieder beharrlich aus. Jeder spann an seinen Plänen herum und dachte dem anderen zuvorzukommen. Daß Kaspar scharf auf das Gütchen trachtete, war mir kein Geheimnis. Dazu wußten wir genau, der Vater hielt an seinen Anordnungen hartnädig fest. Einem Lebigen übergab er sein Heimwesen nicht; und auch das wegen der Anzahlung galt, als wäre es dreimal geschrieben und versiegelt gewesen.

Wir schliefen beide wenig in jener Nacht. Aber so oft ich auch in Gedanken unter den Mädchen meiner Bekanntschaft Umschau hielt, es wollte mir keine rechte Erleuchtung kommen. Kaspar meinte am Morgen beim Aufstehen in möglichst gleichgültigem Tone, ihm sei dann also sauber nichts daran gelegen, ich könne mir mit allem Zeit lassen. Man werde doch nicht glauben, daß er einem solchen Halbhöflein zuliebe voreilig heirate und sich um seine jungen Jahre bringen lasse. Ich meinerseits äußerte nun auch allerlei Bedenken; es fehlte wenig, so hätte einer dem andern ernsthaft zugesprochen: „Sei doch so gut und tu dem Vater den Gefallen!“

(Fortsetzung folgt.)

Biglen, Walkringen und Umgebung.

Biglen und Walkringen sind die einzigen Kirchgemeinden des Amtes Konolfingen, die in bezug auf ihre geographische Lage zum Emmental gerechnet werden können. Obgleich die interessante Talgabelung zwischen Walkringen und Enggistein, ein Gebilde der Gletscher der Eiszeit, eine künstliche

Entwässerung des oberen Biglentales nach der Aare hin ermöglicht hat, gehören doch beide zum Einzugsgebiet der Emme. Innerhalb ihrer Gemarkungen vollzieht sich der Uebergang von den wenig bewegten, sanfteren Linien der mittelländischen Hügelzüge zu dem eigenartigen, stark cou-